

„Vor 30 Jahren war ich selbst Flüchtling. Und jetzt engagiere ich mich für Menschen, die hier eine neue Heimat suchen.“

Unter den Ehrenamtlichen in der Flüchtlingsarbeit gibt es manche, die aus eigener Erfahrung wissen, was es heißt, das bisherige Leben hinter sich zu lassen, sich ein Leben in der Fremde aufzubauen, um Verwandte und Freunde in der Heimat zu bängen. Einer von ihnen kommt hier zu Wort. Was brauchen Flüchtlinge aus seiner Sicht, damit sie in Deutschland eine neue Heimat finden?

Von Andrea Lauer.

Ich nenne meinen Interviewpartner Sadiq K., denn er möchte unerkannt bleiben. Er hat Verwandte in seinem Herkunftsland, dem Irak, und fürchtet, sie mit offenen Worten in Gefahr zu bringen. Er ist Rentner, wohnhaft irgendwo im Erzbistum Köln. Und er engagiert sich für Flüchtlinge, indem er für sie dolmetscht.

Sadiq K. erinnert sich noch gut an das Gefühl, keine Gewissheit über die Zukunft zu haben, das Gefühl dieser großen Unsicherheit: Darf ich in Deutschland bleiben oder werde ich wieder zurückgeschickt? Denn vor 30 Jahren war er selbst Asylbewerber in Deutschland. Er kennt das Leben im Flüchtlingswohnheim, die alltäglichen Probleme auf engem Raum, auch die Versuche der Eltern, trotz der Umstände einige Wünsche und Träume ihrer Kinder zu erfüllen. Damals war seine älteste Tochter gerade mal im Kindergartenalter. Sie sah, wie andere Kinder lebten, dass sie ein eigenes Zimmer hatten, und natürlich wollte sie das auch. Darum stellte er gemeinsam mit seiner Frau Schrank und Regal inmitten des einzigen Zimmers auf, das der Familie als Wohnraum zur Verfügung stand, und trennte auf diese Weise einen Teil des Zimmers ab – das war jetzt das „Kinderzimmer“.

Sadiq K. war ursprünglich nicht als Flüchtling nach Deutschland gekommen. Ein Stipendium hatte den gut ausgebildeten Akademiker nach Deutschland geführt, als 1980 der Erste Golfkrieg ausbrach. Damit waren seine Pläne, in den Irak zurückzukehren, zunichte und er stellte mit seiner Familie zusammen einen Asylantrag. Leicht war es nicht, vorerst in der Flüchtlingsunterkunft leben zu müssen, keine Arbeitserlaubnis zu haben, zum Nichtstun verdammt zu sein, und dies für mehr als zwei Jahre.

Inzwischen hat sich manches an der Situation der Flüchtlinge in Deutschland geändert: Sie dürfen schneller eine Arbeit aufnehmen, zumindest theoretisch. In der Praxis sind die Hürden jedoch hoch. Nach drei Monaten ihrer Einreise dürfen sie auf dem nachrangigen Arbeitsmarkt tätig werden. Gibt es allerdings einen Deutschen oder einen Ausländer mit einem gesicherten Aufenthaltsstatus, so wird diesem der Vorrang gegeben. Nach in der Regel 15 Monaten entfällt schließlich diese Vorrangigkeitsprüfung. Doch auch danach ist es für Flüchtlinge meist schwierig, einen Job zu finden. Die Gründe sind vielfältig: Manchmal liegt es an Sprachproblemen oder an fehlenden Papieren, manchmal daran, dass im Herkunftsland erworbene Ausbildungsabschlüsse nicht anerkannt werden, und auch Vorurteile unter Arbeitgebern spielen eine Rolle.

Heute setzt sich Sadiq K. mit seinen Deutsch- und Arabischkenntnissen für andere ein, die geflüchtet sind. Er begleitet Flüchtlinge zum Jobcenter, zu Ärzten und zu Beratungsstellen, um für sie zu dolmetschen. Er möchte das Elend lindern und ist froh über die vielen anderen Ehrenamtlichen, die sich ebenfalls in der Flüchtlingsarbeit einsetzen, einem Bereich, in dem ständig Geld fehlt und Behörden häufig überfordert sind.

„Mitleid ist immer dabei.“

Und ja, natürlich geht ihm manche Geschichte nahe. Manches Bild prägt sich ein: das syrische Paar, wie es auf den Betten der Unterkunft sitzt, sie hochschwanger. Die beiden fragen sich, wo denn um Himmels willen in diesem kleinen Raum die Pampers und die anderen Sachen fürs Baby Platz finden sollen. „Mitleid ist immer dabei“, sagt er. Und nachdenklich fügt er hinzu: „Mit der Anerkennung als Asylberechtigter geht das Leid oft weiter: Wie komme ich mit der Sprache zurecht, die ja der Schlüssel für alles ist? Wie finde ich Arbeit? Und bei manchen auch die besonders belastende Frage: Wird es klappen, dass meine Familie nachkommt?“ Doch beim Dolmetschen schiebt er die Gedanken an die Probleme der Menschen beiseite, dann geht es ihm darum, sachlich zu sein, sich aufs Dolmetschen zu konzentrieren, auf diese Weise möglichst gut zu helfen.

„Eigentlich wollen sie alle nur weg...“

Immer wieder reist Sadiq K. in den Irak und besucht seine Bekannten und Verwandten, soweit es die Sicherheitslage zulässt. Die drei Golfkriege, zuletzt 2003 die Invasion der USA und Großbritanniens mit Unterstützung der „Koalition der Willigen“, und das Embargo, das von 1991 bis 2003 gegen den Irak verhängt worden war, haben ihre Spuren hinterlassen. Und auch jetzt kommen die Menschen nicht zur Ruhe: Während es unter Saddam Hussein Ordnung um den Preis einer Diktatur gegeben hatte, die den einen gefährlich war, aber den anderen das Gefühl von Sicherheit vermittelt hatte, herrscht jetzt das reine Chaos: Der „Islamische Staat“ versetzt die Bevölkerung in Angst und Schrecken. Ungefähr zwei Millionen Binnenflüchtlinge sind im Irak vor der Terrororganisation auf der Flucht.

Die Perspektivlosigkeit hat die Menschen im Irak verändert, auch Sadiq K.'s Bekannte; sie sind nicht mehr die, die sie vor 30 Jahren waren. Sie fühlen sich alleingelassen, wirken traumatisiert, alles dreht sich nur noch ums Überleben. Da ist auch kein Platz mehr für frische Ideen, kein Mut, sich im Land einzumischen: „Um es mal mit einem Bild verständlich zu machen: Die Leute dort denken heutzutage ungefähr so wie die Menschen im Mittelalter, und zwar quer durch alle Schichten. Angesichts der um sich greifenden Korruption sagen sie nur resigniert: Wir können sowieso nichts dagegen tun.“

„Eigentlich wollen alle nur weg, aber die meisten haben keine Möglichkeit zur Ausreise aus dem Irak“, erzählt Sadiq K. Und wer es doch versucht, hat einen gefährlichen Weg vor sich. Sadiq K. hat einen Verwandten verloren; Anhänger des Islamischen Staates haben ihn ermordet. Daraufhin flohen einige Verwandte in die Türkei, auf strapaziösen Umwegen, um die IS-Gebiete zu umgehen.

„Man muss die hierher Geflüchteten vorbereiten, aber nur sanft.“

Das Bild, das viele Iraker vom Westen haben, ist keinesfalls rühmlich: Sie haben den Eindruck, dass sich Europa nur für die Wirtschaft interessiert, und zwar für die eigene. Und wie sieht Sadiq K. Europa? Er findet, dass Europa einen wichtigen Part auf der Weltbühne innehat und sich stärker auf der politischen Ebene einsetzen sollte: Im Syrienkonflikt hätte Europa mehr tun sollen, um sich mit Russland doch noch zu verständigen. Den Strom der Flüchtlinge sollte Europa eindämmen, indem es den Nachbarländern Syriens mehr hilft, die mit einer weitaus größeren Zahl von Flüchtlingen konfrontiert sind als die europäischen Länder. Und Europa sollte aufhören, die falsche Frage zu Syrien zu stellen: Statt voller Angst zu fragen, welches Regime denn wohl käme, wenn es das Regime von Diktator Baschar al-Assad nicht mehr gäbe, sollte es endlich realisieren, dass das eigentliche

Problem dieses Regime selbst ist.

Was er anderen Ehrenamtlichen mit auf den Weg geben möchte? Viele, die hierher geflohen sind, denken, dass hier alles gut sei. Dieses allzu positive Bild findet Sadiq K. zwar nicht so gefährlich wie das Bild vom egoistischen Europa. Wer mit Flüchtlingen in Kontakt ist, soll sie jedoch darauf vorbereiten, wie es wirklich ist, „aber nur sanft“; die Menschen werden sich seiner Erfahrung nach mit dieser Realität zu arrangieren wissen, aber erst mit der Zeit, nur langsam.